

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlhöl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 116.

Berlin, Freitag den 25. September

1840.

Gutenberg's Statue in Straßburg. *)

Wo Erwin, der Deutsche Meister, einst Unsterbliches gebaut,
Wo auf Deutschlands schöne Gauen ernst herab der Münster schaut,
Haben sie dem Deutschen Manne, dem Erleuchter einer Welt,
Dem ein Denkmal jedes Buch ist, eine Bildsäul' aufgestellt.

Von Paris, der Stadt der Moden, kam der große David an:
„Ich, ich mach' ihn jetzt unsterblich, ich will zeigen, was ich kann!“
Und am Tage Sankt Johannis ward des edeln Mainzers Bild,
Von des Fremden Hand gemeißelt, unter Sang und Klang enthüllt.

Doch kein Deutscher Sang ertönt ihm in der alten Deutschen Stadt,
Hommes de lettres der Sorbonne hielten Reden, lang und matt.
Gutenberg, er hört's verwundert, er versteht es nur mit Müh'
Und in seiner offnen Bibel liest er gar: — „la lumière fut“ **).

Ja, den Mann der Deutschen Bibel, welcher sprach: „und es ward Licht“,
Duldet man im alten Straßburg selbst in seinem Bilde nicht! ***)
Freilich schlägt für Deutsche Männer da kein Herz mehr in der Brust,
Wo man sich des Deutschen Geistes kaum noch selber ist bewusst.

Deutscher Geist, du edler Springquell! Gutenberg, er war Dein Sohn,
Und in seinem Vaterlande wird ihm auch sein schönster Lohn;
Hier, wo Volksfönn eins mit Treu' ist, mit dem Recht der Herrscherfönn,
Wird die Presse, was sie seyn soll, einst der Wahrheit Lehrerin.

Berlin, am Säkularfesttage der Buchdruckerkunst.

J. Lehmann.

*) Der Bildhauer David in Paris hat der Stadt Straßburg eine Statue Gutenberg's zum Geschenk gemacht, und diese ward am 24. Juni 1840 unter Französischen Reden und Gesängen feierlich enthüllt.

**) In Französischer Sprache läßt David den Deutschen Gutenberg diese Worte in seiner Bibel aufzeigen.

***) David hatte unter den auf dem Postamente befindlichen Reliefs auch das Bildniß Luther's angebracht, doch mußte es auf Verlangen der Behörde wieder abgenommen werden.

Frankreich.

Die Abschaffung der persönlichen Sklaverei in Frankreich.

Im Beginn des 10ten Jahrhunderts wurde Frankreich im Norden durch die Raubereien der Normänner, im Innern durch den bürgerlichen Krieg, im Süden durch die Landungen der Sarazenischen Seeräuber verwüstet. Zu gleicher Zeit senkten sich die Schwärme der Slawen und Ungarn auf Deutschland nieder. Das allgemeine Elend der Zeit brachte eine sonderbare Ansicht in Aufnahme: man glaubte das Ende der Welt nahe heran, und das Jahr 1000 wurde als der verhängnisvolle Zeitpunkt gefürchtet. Die Häßlichkeit der Ungarn, deren Bildung nur wenig von der der stammverwandten Hunnen abwich, und der Schrecken, den ihre furchtbaren Raubzüge verbreiteten, beförderte die Meinung, daß sie die in der Offenbarung Johannis verkündeten Höllegeistler Gog und Magog seyen. Sehr natürlich, daß Jeder an das Heil seiner Seele dachte, und die Freilassungen, welche die Geistlichkeit als ein verdienstliches Werk empfahl, wurden außerordentlich häufig. In den Sammlungen von Lobineau, Baiffelle und Anderen findet man eine große Zahl von Freibriefen aus dieser Zeit, welche mit den Worten beginnen: Mundi termino appropinquante — pro salute oder mercede animae meae. Freilich wurden bei weitem nicht alle Sklaven freigelassen, aber die Zahl derselben wurde doch sehr vermindert.

Während des Verfalls der Karolingischen Macht kehrten die großen Lebensträger ihre Waffen gegen einander, und die Befehdungen nahmen kein Ende. Durch die Gemeinschaftlichkeit der Gefahr entwickelte sich eine innigere Beziehung zwischen den Herren und Knechten: es entstand eine gewisse Waffenbrüderschaft. Der Geist der alten Deutschen Waffenverbrüderungen lebte wieder auf und verbesserte die Lage der Unfreien. Der Baron mußte wenigstens diejenigen schonen, die seine nächste Umgebung bildeten, und diese waren zufrieden, daß sie unter seinem Schutze leben konnten und Nahrung und auch einen Antheil an der Beute erhielten. Das Entstehen der freien Städte und der Gemeinden im 12ten Jahrhundert brachte wohl eine ähnliche Beziehung der Bürger zu ihren Dienern zu Stande. Die Zahl der Haus-Sklaven in den Städten war ohne Zweifel sehr beschränkt durch die Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, welche die literarischen Denkmäler des Mittelalters bezeugen. Eine andere Ursache trug noch zur Ausrottung der Sklaverei bei, indem sie die Sklaven selbst ausrottete. Im 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert verwüsteten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten alle Länder. Diese Geißeln zogen immer im Gefolge des Krieges einher. Für Frankreich hat Perreftot ein Verzeichniß aller Hungerjahre und ansteckenden Krankheiten aufgenommen. Im 10ten Jahrhundert zählt man in Frankreich 10 Hungerjahre und 13 Seuchen. Das 11te Jahrhundert war in dieser Beziehung noch unheilvoller. Im Jahre 1003 brach eine Hungersnoth aus, welche 5 Jahre anhielt. Im Jahre 1031 trat die vierte Hungersnoth ein. Eine gewöhnliche Speise war Menschenfleisch, und auf die Hungersnoth folgte noch eine schreckliche Seuche. Eine andere Hungersnoth brach im Jahre 1035 aus und dauerte 7 Jahre.

Das 12te Jahrhundert war nicht weniger reich an solchen unheilvollen Ereignissen. Es läßt sich leicht denken, daß in diesen schrecklichen Zeiten die Haus-Sklaven dem Hungertode mehr ausgesetzt waren als die Freien. Der Preis der Sklaven sank bedeutend, weil man sie nicht ernähren konnte. Als bessere Zeiten wiederkehrten, war es unmöglich, die Lücken in den inneren Provinzen wieder auszufüllen. Die Folge war, daß man sich ohne Dienerschaft behelfen oder freie Leute mietzen mußte, wobei die Herren am Ende mehr Vortheil fanden als bei der gezwungenen Arbeit der Sklaven. Die Gewerbe entwickelten sich und übernahmen einen Theil der Arbeiten, mit denen sich sonst die Haushaltungen selbst befassen mußten.

Eine andere Ursache führte das Aufhören der ländlichen Sklaverei und ihre Umbildung in wirkliche Hörigkeit herbei. Es war dies das allmähliche Verschwinden der Allode oder kleinen freien Besitzungen, welche von denen der großen Herren verschlungen wurden. Auf diesen kleinen Besitzungen fanden sich vorzüglich noch die ländlichen Sklaven, welche vom Herrn bewacht und beaufsichtigt wurden. Zur Zeit des Erlöschens des Karolingischen Stammes waren in Frankreich nur noch wenige Allode übrig. Sie verschwanden fast überall; ihr Untergang, aus dem das Lehnswesen hervorging, entsprang vorzüglich aus zwei Ursachen; die Schwäche der fürstlichen Gewalt ließ den freien Mann ohne Schutz gegen die Gewaltthätigkeit mächtiger Nachbarn; er mußte sich also unter den Schutz eines derselben begeben und sein Lehnsmann werden. Andererseits waren die Straffäge, welche das Gesetz auferlegte, so hoch, daß der Schuldige sie nicht durch seine Arbeit oder den Verkauf seines Viehs abtragen konnte. Auch zog die Krone von denjenigen, die sich nicht zum Kriegsdienst stellten, eine Strafe ein. So kam es, daß viele kleine Grundbesitzer ihren freien Besitz verloren.

Was die kleinen Besitzer verloren, das fiel den großen Grundeigentümern zu. In diesen kriegerischen Zeiten aber, wo kein Ueberfluß an Menschen war, konnte der Herr die auf seinen Besitzungen zerstreuten Sklaven nicht durch besondere Aufseher bewachen lassen. Sein Interesse rieth ihm, das Land durch Kolonisten bebauen zu lassen, welche einer Abgabe oder bestimmten Dienstleistungen unterworfen waren, die entweder feststanden oder die er nach Belieben feststellte. Die kleinen herabgekommenen Grundeigentümer wurden oft selbst Kolonisten, und diese Modification der Knechtschaft griff bald überall um sich. Auch die Geistlichkeit verschlang eine Menge von Alloden, da sie viele Schenkungen erhielt. Die noch übrigen kleinen Freigüter verschwanden zur Zeit der Kreuzzüge. Der Lehnsherr, in dessen Gewalt sie kamen, überließ sie den Kolonisten, nicht

als ländlichen Sklaven, sondern als Hörigen, die an die Scholle gebunden waren. Der Leibeigene dieser niederen Klasse kann nicht als ein Lehnsmann angesehen werden, der mit dem Herrn durch gegenseitige Verpflichtungen verbunden ist; er war durchaus abhängig vom Herrn, den nur der eigene Vortheil zu dessen Vertbeidigung aufforderte. Wie elend der Zustand dieser Menschenklasse im 13ten Jahrhundert war, kann man bei Beaumanoir nachlesen.

Fassen wir alles Bisherige zusammen, so sehen wir, wie die häusliche Sklaverei, welche schon durch die Freilassungen und die Einfachheit der Bedürfnisse beschränkt war, in den Städten durch das Elend der Zeit, in den Schlössern durch die kriegerische Genossenschaft verdrängt wird, während die ländliche Sklaverei vorzüglich durch den Untergang der Allode erlischt. Die Gewalt der Umstände und der Vortheil des Herrn selbst führte zur Unterdrückung oder Umbildung der beiden Formen der alten Sklaverei. Dies große Resultat wurde aber nur dadurch möglich, daß es schon lange durch die Grundsätze des Christenthums vorbereitet war. An die Gleichheit der Menschen wurde beständig in den Predigten gemahnt, und beständig galten Freilassungen der Sklaven für ein verdienstliches Werk.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Mit der Widerlegung des metaphysischen Problem's dieser Sekte darf man es nicht zu leicht nehmen. Nicht von der Bekämpfung der unbedeutenderen Behauptung, „daß die Handlungen des Menschen von seiner Organisation abhängen“, muß man ausgehen, sondern zuerst die bedeutendere bestreiten, „daß der Mensch deshalb für seine Handlungen nicht verantwortlich sey.“ Es ist eines der großen Geheimnisse unseres Wesens, daß wir aufs innigste mit einer äußeren Schöpfung verknüpft sind, nicht nur mit den Maschinen unserer Körper, sondern auch mit den anderen Theilen der materiellen Welt. Es ist dies ein Geheimniß, welches wesentlich schon mit der Thatsache einer Schöpfung überhaupt zusammenhängt, denn eine Schöpfung ohne leitende Gesetze, die sie von dem Schöpfer abhängig machen, ist unbegreiflich, vielleicht unmöglich. Und in welchem Grade wir auch von einer materiellen Organisation außer uns abhängig seyn mögen, die Beweise von einer solchen Abhängigkeit liegen zu Tage und reichen hin, die metaphysische Unternehmung zu verwirren. Warum sollten wir uns auch dieser Thatsache zu entwinden suchen, da das Christenthum selbst, mehr als irgend ein anderes Religions-System, die innige Gemeinschaft zwischen Geist und Körper ausgesprochen und die Wiederauferstehung des Leibes sogar zu einem Glaubens-Artikel gemacht hat? Doch abgesehen davon, geht der Socialismus nicht blindlings zu Werke. Er hat Locke und die Sensualisten, Marat und die materialistischen Philosophen der Französischen Revolution im Rücken, und die materialistischen Physiker und Metaphysiker unserer eigenen Zeit, und die Schottische Schule, die so lange darauf ausgegangen ist, unsere geistigen Operationen gerade so wie die physische Welt zu analysiren, und vor Allem die Phrenologen, die dem Socialismus treffliche Dienste geleistet haben. Man hat also wohl zu bedenken, daß die Frage der äußeren Organisation und des äußeren Einflusses gar nichts mit dem eigentlichen Zweck zu thun hat, um dessen willen ihre Vertbeidiger darauf setzen, nämlich mit der Unverantwortlichkeit des Menschen. Die menschliche Verantwortlichkeit, sie mag nun recht oder unrecht, billig oder unbillig seyn, — denn dies ist eine Sache, über die wir bei dem mangelhaften Zustande unseres jetzigen Erkenntnißvermögens kein zureichendes Urtheil haben, — genug, sie ist eine Thatsache, die auf der Erfahrung beruht. Mag sie mit einer Abhängigkeit von äußeren Umständen vereinbar seyn oder nicht, wir wissen nun einmal, daß sie mit ihr zusammen besteht und bestehen wird. Wir werden gestraft, getadelt und belohnt, geliebt und gehaßt, für gut oder schlecht gehalten, und wir müssen uns die Folgen solcher Meinungen von unserem Charakter gefallen lassen, je nachdem dieser Charakter gestaltet ist. So lange die Gesellschaft die Macht dazu hat, wird sie den Mörder bestrafen, mag ihn sein Gehirn zu der That getrieben haben oder nicht. So lange wir Herz und Kopf haben, werden wir den einen Menschen mehr lieben als den anderen, werden wir diese Handlung billigen und jene verwerfen, werden wir unsere Billigung durch Wohlwollen, unsere Mißbilligung durch Strenge kundgeben. So lange dem Menschen nicht seine Empfindungen ausgerissen, so lange das Triebwerk seines Inneren nicht zerstört ist, wird er einen Unterschied machen zwischen Gut und Böse und danach handeln. Und Owen selbst, was er sich auch von seinem tausendjährigen Reiche verspricht, wo entweder das Gefühl der Billigung und Mißbilligung moralischer Handlungen im Menschen ganz aufhören oder doch keinen Einfluß mehr auf seine Handlungsweise äußern soll, bis jetzt wenigstens hat er noch keine Probe von diesem hofften Phänomen abgelegt. Er preist und verdammt in sehr starken Ausdrücken, und wenn er auch anerkennt, daß er seine Ansichten durch keine offene Handlung ausführen dürfe, so geht er doch darauf aus, die Charaktere, die Meinungen und die Sitten, welche er so heftig verabscheut, gänzlich zu zerstören. Daß er dadurch denen, welche der alten moralischen Welt den Vorzug vor der neuen geben, großes Aergerniß und Mißbehagen verursachen wird, ist außer Zweifel; daß er seine Handlungsweise durch Hinweisung auf den schlechten Charakter ihrer Gegner rechtfertigen wird, ist ebenfalls klar; so wie auch, daß er sich für vollkommen befugt halten wird, mit ihnen nach ihren Handlungen zu verfahren. Ob ein solches Verfahren gerecht seyn würde oder nicht, auf diese Frage brauchen wir uns hier nicht ein-

zulassen. Nach Owen's eigener Erklärung aber würde es im höchsten Grade ungerecht seyn, denn unsere Handlungen gegen Andere sollen ja durchaus nicht durch Rücksichten auf Verdienst oder Unwerth, auf Gut oder Böse bestimmt werden. Daß er aber so verfahren würde, davon kann man fest überzeugt seyn, selbst ohne seine wiederholten eigenen Versicherungen, daß sein ganzes System in dieser Absicht gegründet sey.

Und auch hier ist es wieder merkwürdig, wie Owen, während er gegen das Christenthum auftritt, doch sich genöthigt sieht, gerade die Lehre anzunehmen, welche er verwirft, indem er nur das davon wegläßt, wodurch sie Werth erhält. Christus selbst hat vor 1800 Jahren dieselbe traurige Thatsache ausgesprochen, daß der Mensch von einer äußeren Macht abhängt, die er durch sich allein zu beherrschen nicht im Stande ist. Daher spricht er von dem Menschen als von einem Gefangenen, der nicht aus seinem Kerker entkommen kann, der fest gebunden ist in Elend und Ketten, als von einem Sklaven seines Fleisches und des Fürsten dieser Welt und der Finsterniß. Nicht das neunzehnte Jahrhundert erst hat diese Entdeckung gemacht. Welcher Gute und Weise, der jemals gelebt, hat nicht diesen Zustand seiner Knechtschaft auf Erden gefühlt und darüber geseufzt? Es ist ja eben das Wesen des Lasters, daß es nichts dazu thut, sich aus diesem Zustande zu befreien. Aber von Alters her hat der Mensch in sich auch nicht bloß seine Ketten und Bande erkannt, sondern auch den Muth, dagegen anzukämpfen, das Auge gen Himmel gerichtet und nach Erlösung sich sehnd, die Stimme nach Hülfe rufend und das Ohr auf jeden Laut hirschend, der Trost und Beistand verspricht. Dies hat Owen in seiner Blindheit vergessen. Bei ihm ist der Mensch ein Sklave, und ein Sklave soll er bleiben, nur soll die Gesellschaft ihn umschmelzen und neu formen, um ihn seine Fesseln nicht fühlen zu lassen. Wie aber die Gesellschaft selbst jemals von dem Einfluß des alten Sauertheils befreit werden, wie die Finsterniß jemals Licht aus sich erzeugen soll, das hat er nicht erklärt. Wenn äußere Eindrücke entsprechende innere Empfindungen hervorrufen und diese Empfindungen wiederum notwendiger Weise zu entsprechenden äußeren Handlungen antreiben, diese Handlungen aber ihrerseits andere ähnliche Empfindungen erzeugen, wie in aller Welt sollen wir da aus diesem Zirkel herauskommen? Der alte Mann bildet sich ein, dieser Fatalität dadurch ausgewichen zu seyn, daß er, wie Epikur's Atome, plötzlich eine neue Bahn eingeschlagen; er verlangt, nach seinem eigenen Geständniß, eine wunderbare Macht, durch welche mit einemmal der Lauf der Nothwendigkeit unterbrochen und zuerst der Mensch, dann die Gesellschaft zu etwas ganz Anderem gemacht werden soll, als wozu die Geseze seiner Natur ihn und sie nach der eigenen Erklärung der Socialisten machen müssen. Daß eine solche Macht in der Welt wirkt, das weiß das Christenthum sehr wohl; auch dieses verkündet eine neue moralische Welt, aber eine andere als die der Socialisten.

(Fortsetzung folgt.)

T ü r k e i.

Einblick in die Levante.

Von dem Britischen Major Napier.

Prächtig über alle Beschreibung war der Anblick, als wir, nach einer angenehmen zweitägigen Fahrt von Malta, an den klassischen Küsten Griechenlands landeten. Wenn Byron in einigen seiner orientalischen Beschreibungen etwas zu viel Poesie verschwendet, so kann man sagen, daß er an Morea's Küste der Verilichkeit nur das ihr gebührende Recht widerfahren läßt; wir alle theilten diese Ueberzeugung, als unser Dampfboot, der „Powerfull“, nachdem wir die Höhen von Navarin zurückgelegt, unter den Schattten der Berge Morea's, hinter welchen die Abendsonne blutroth unterging, sanft durch die Fluthen dahinglitt.

Am 2. August erblickten wir Kap Colonna, das alte Sunium, und die prächtigen Trümmer des Minerva-Tempels. Am Morgen des 3ten warfen wir Anker in der Beschika-Bai. Der werdende Tag enthielt uns hier zu unserm Erstaunen das ganze vereinigte Britisch-Französische Geschwader, und bald erfuhren wir von dem Abfall des Kapudan Pascha's und der ganzen Türkischen Flotte, die bereits in Alexandrien vor Anker lag. Man wollte wissen, der Französische Admiral Lalande habe von seiner Regierung einen strengen Verweis (?) dafür bekommen, daß er diesen Abfall nicht verhindert hatte, da die Obhut über den Kapudan zu seinen Instructionen gehörte.

Die Offiziere der beiden Europäischen Geschwader vertrugen sich sehr gut mit einander. Admiral Lalande ist ein schöner Mann von echt militärischem Ansehen, etwa 43 Jahr alt und in seinen Manieren der feinste Gentleman; bei seinen Subalternen paarte sich die Derbheit des Seemanns mit Französischer Artigkeit. Alle ihre Fahrzeuge schienen die größten ihrer Klasse zu seyn; sie hatten volle Besatzung und waren anscheinend sehr gut diszipliniert. See-Truppen giebt es auf der Französischen Flotte nicht, da alle Matrosen im Gebrauch der Feuerwaffe geübt werden. Ehemals hatten die Französischen Kriegsschiffe, gleich den unsrigen, besondere Truppen-Abtheilungen an Bord; aber die Offiziere sagten uns, dieser Plan habe nie gelingen wollen, da beide Theile einander beständig anfeindeten, und das gegenwärtige System bewähre sich viel besser.

Bei der Französischen Marine werden zwei Dritteltheile der Mannschaft nach Anciennetät und ein Dritteltheil nach Wahl befördert. Ein Französischer Schiffs-Führer (enseigne de vaisseau) entspricht unserem Schiffs-Gebäßen (mate, Holländisch maat); eine Dienstzeit von sechs Jahren erwirbt ihm den Rang eines Lieutenants. Jede Beförderung nach Anciennetät hört auf, sobald man den Rang eines

Post-Capitains erreicht hat, der nur durch die Wahl seiner Kameraden steigen kann. So erhalten die Franzosen tüchtige Befehlshaber ihrer Flotte, und Keiner muß vor Alter kindisch geworden seyn, um Flaggen-Offizier zu werden. Ein Französischer Contre-Admiral kann im 33ten Jahre diese Stufe erstiegen haben.

Doch jetzt genug hiervon; — werfen wir einen erfrischenden Blick auf die Landschaft in der Beschika-Bai, die bald von dem Tagesgestirn beleuchtet wurde, das herrlich über den entfernten Gipfeln des Ida emporstieg. Vor uns lag die weitberühmte Ebene von Troja, im Westen die Insel Tenedos mit ihren kahlen sonnenverbrannten Höhen; von Norden her aber wand sich der Hellespont um Kap Jenischehr (das alte Sigäum), mündete in den Archipel und kam darauf, den Windungen der Küste folgend, als Strömung bei der Beschika-Bai vorüber, wo er die Schiffe der Flotte auf ihren Anker zierrich schaukelte. Das Geschwader selbst gewährte einen sehr imposanten Anblick: die dreifarbigte Flagge und die Britische National-Flagge wehten friedlich neben einander, und die ungeheuren dunkeln Kiele, welche sie trugen, wiegten sich, wie Leviathan's der Tiefe, auf den sanft gekräuselten Wellen. In kurzer Entfernung von dem Ankergrunde hatten bereits viele Griechen und Juden aus Smyrna und anderen Orten ihre Zelte aufgeschlagen, und man brachte uns in allerliebsten kleinen Bötchen Früchte, Brod und Waaren jeder Sorte zum Verkaufe. Die meisten dieser Böte waren mit stämmigen Leuten bemannt, deren rothe Scheitel-Käppchen, gebräunte Gliedmaßen und geschorene Gesichter — mit Ausnahme eines Stubbärtchens an der Oberlippe — sie gleich als Griechen ankündigten. Diese Leute, größtentheils aus Tenedos und den benachbarten Inseln, kontrahirten sehr mit den langbärtigen, Turbane tragenden Juden aus Smyrna, welche unsere rauhen Ipeermänner mit schönen Persischen Teppichen, wohlriechenden Weichselröhren, Pfeifenstücken aus Bernstein, Räucherwerk u. dgl. in Verführung führten. Die Scene wurde dadurch noch belebter, daß manches Griechische und Türkische Fahrzeug, einen in diesen Gewässern seltenen Südwind sich zu Nuße machend, bei uns vorüber nach Konstantinopel segelte.

Ehe die Schattten der Nacht sich herabsenkten, hatten wir ein neues sehr merkwürdiges Schauspiel. Als die Sonne in einem Ocean flüssigen Feuers unterging, zeigte sich, anfangs in sehr matten Umrisen, dann aber scharf und deutlich, im weit entfernten Westen ein dunkler Körper am glühenden Abendhimmel; es war der Berg Athos, den man nur in den wenigen kurzen Augenblicken eines morgendlichen Zwielfchts aus solcher Entfernung (80 Engl. Meilen) sehen kann. Die Behauptung des Naturforschers Plinius, daß dieser Berg von der Asiatischen Küste her gesehen werden könne, wurde früher bezweifelt, ist aber in den letzten Jahren durch mehrere Reisende beglaubigt worden, und ich freue mich, den Zeugnissen dieser Herren das meinige beifügen zu können.

Mit Homer und Chevalier's bekannter Abhandlung versehen, konnten wir eine leidliche Vorstellung von den Scenen erhalten, die in der Iliade beschrieben sind. Wie ganz anders ist aber der Anblick, den das große Schlachtfeld des Hector und Achilles jetzt gewährt! Der weiland so wilde und schäumende Skamander glitt jetzt ruhig in seinen mit Schilfgras bewachsenen Ufern, unter deren Weiden lebensfrohe Gruppen die klassischen Jorellen rösteten, die sie in seinem klaren Wasser gefangen hatten, während die benachbarten Sümpfe von dem Geschrei verschiedener Eier- und Wildpretfucher wiederhallten, zum großen Schreck ihrer langgeschnäbelten Bewohner, unter denen Pulver und Schrot eine eben so fürchtbare Niederlage anrichten mochten, wie die Speere des Diomed und Ajax unter ihren Trojanischen Vorgängern gethan.

Nachdem wir den Honig-Berg (Bal Dagh) hinangestiegen, Hector's Grab in Augenschein genommen und den schlängelnden Lauf des „silbernen Simois“ mit unseren Blicken verfolgt hatten, zwang uns der Hunger, in dem Dorfe Burnabashi einzukehren, das am Abhang dieses Hügels liegt. Man sorgte hier mit heiterer Bereitwilligkeit, die ich stets in Begleitung Türkischer Gastfreier gesehen, für unsere Bedürfnisse; unser Frühstück bestand aus Weizenbrod, Quark, gedämpftem Fleische, Eier-Pflanzen und großen Scheiben sehr süßlicher und wohlgeschmeckender Wasser-Melonen. Den Schluß des Males bildeten eine Pfeife Taback und ein Täschchen Kaffee; dann beurlaubten wir uns mit einem Allaha ismarladyk! (Gott empfohlen!) von unseren gütigen Wirthen, die uns in biederem Tone ihr hair ola (wohl bekomms!) nachriefen, bestiegen unsere Klepper und ritten fürbaß.

Die Türkischen Bauern in diesem Theile Kleinasiens sind überhaupt ein achtbares und gastfreies Volk. Sie sind arm, scheinen aber geringe Bedürfnisse zu haben, und was sie besitzen, das theilen sie zu jeder Zeit gern mit dem reisenden Fremden, der, wenn er zufällig ein paar Worte von ihrer Sprache versteht und ihnen für ihre Bewirthung danken kann, noch mehr Anspruch auf ihre Freundlichkeit hat. Der Türke ist zu stolz, um eine niedrige Handlung zu begreifen; allein eben dieser Stolz erhält ihn auch in seiner großen Unwissenheit, da er eine zu hohe Meinung von seinen Talenten hat, als daß er sich herablassen könnte, von Fremden zu lernen. Dieser nationale Dünkel geht so weit, daß ein Türke, wenn er gleich in beständigem Verkehr mit Griechen lebt, nur selten ein paar Phrasen von ihrer Sprache weiß.

Die Kleidung der Griechischen und der Türkischen Bauern — d. h. der Männer — ist nur wenig verschieden. Ihre wesentlichen Stücke sind: sehr weite Beinkleider von grobem ungefärbten Tuche, die an den Knien und um die Hüften fest sitzen; eine Jacke mit weiten Ärmeln, ein breiter Gürtel und ein Turban aus weißem oder farbigem Stoffe (denn das Feß ist auf dem Lande noch nicht populair). Ihre Frauen tragen zwar alle den Schleier, sind aber im Verhüllen ihres Antlitzes viel weniger skrupelhaft, als die Tür-

lischen Städterinnen. Die Griechische Frau geht mit ganz unverhülltem Gesichte; ihre Robe ist aus grobem Stoffe, aber reinlich, gefällig und schmiegt sich oft um wahrhaft schöne Formen. Wenn diese ländlichen Nymphen am Abend um den Brunnen des Dorfes sich versammeln, jede mit ihrem klassischen Krug auf der Schulter, so bieten sie recht malerische Gruppen. Besonders anmuthig ist ihr Kopfschmuck; das lange schwarze Haar hängt lose über den Schultern; ein Tuch von schneeweißem Linnen ist um den Kopf gewunden, und Hals und Hüften sind mit Sona's (Zorai), die Arme aber mit Spangen geschmückt, welche bei den Reicherer von Silber sind.

Beim Dreschen des Getraides folgt man hier noch derselben Methode, wie sie zu Vater Homer's Zeiten gang und gäbe war. Die Ochsen oder Pferde werden vor eine Art Schlitten gespannt, der an der unteren Seite mit scharfen Riefeln bewehrt ist, und so im Kreise auf der Tenne herum getrieben. Ist das Korn von der Spreu geschieden, so läßt man es in Haufen liegen, bis es auf die Kornböden geschafft wird; letzteres geschieht in sogenannten „Homerischen Wagen“, einem Fuhrwerk aus Weidengeflecht und mit Scheibenträgern.

Burnabafchi hat keine Ueberreste von Priam's prachtvoller Königsstadt aufzuweisen, wenn man nicht etwa einen alten Sarkophag, der jetzt als Drog eines Brunnens dient, und einige zertrümmerte Säulen, jetzt in Türkische Grabsteine umgewandelt, dahin rechnen will. Mit einem melancholischen Rückblick auf diese schwachen Denkmäler früherer Größe verfolgten wir unseren gewundenen Weg durch eine reiche Ebene und begegneten ganzen Haufen von Bauern, die uns, je nachdem sie Türken oder Griechen waren, ein Skabahynys hair olsun (Euer Morgen sey gut!), oder ein *zally nigena ouc* (kalli imera stass! Schön sey Euer Tag!) zuriefen. Die Felder waren mit Mais, Wasser-Melonen, großen Bohnen und vielen unserer Gartengewächse bestellt und hin und wieder von Unterholz oder mafestatischen Eichen unterbrochen, in deren Schatten große Heerden Rinder sich gütlich thaten.

Ein kurzer Mitt brachte uns zu den Ufern des Mendré, des vornehmsten Stromes der Ebene, der jetzt wie ein Silberfaden durch ein geräumiges Sand-Bette dahinrollt. Dieser ist der Skamander des Strabo und der Sinois Chevalier's; und weniggleich Cäsar, wie die Geschichte erzählt, diesen Strom, als er ruhig war, passieren konnte, ohne etwas davon zu gewahren, so darf uns dies doch nicht unglaublich machen, wenn wir lesen, daß Julia, die Tochter des Augustus, beim Hinüberschiffen beinahe ertrunken wäre; denn man sieht dem Flusse an, was aus ihm werden kann, wenn winterliche Regengüsse oder geschmolzener Schnee sein Bette schwellen. Die Richtung seines Laufes läßt sich schon aus der Ferne verfolgen, da seine Ufer mit prächtigen Bäumen besetzt sind. Wir trarben immer das Ufer entlang weiter; da aber das Reiten auf hölzernem Sattel meinem Gefährten sehr übel bekam und unsere Pferde außerdem in schlechtem Stande waren, so ging es nur sehr langsam vorwärts. Wir verließen den Mendré an seiner Mündung im Pellesponte und kehrten dann in der ziemlich bedeutenden Stadt Kum-Kaleh (d. i. Sandfestung) auf gutes Glück ein, um ein Obdach für Mannschaft und Pferde zu suchen. Noch waren wir in einer freundliche Straße mit Nebengeländen an den Häusern nicht weit vorwärts geritten, als ein Mann in schwarzem Turban, der auf der Plattform vor seinem Hause eine lange Pfeife schmauchte, auf uns zutrat und in ziemlich gutem Italiänisch uns anredete. Er fragte, was wir wünschten, versprach, für unsere Bedürfnisse zu sorgen, und führte uns dann, nachdem er einem zerlumpten Knaben unsere Pferde übergeben hatte, in seine Wohnung, die, wie es schien, aus einem einzigen Zimmer bestand. Ein kleines Cabinet daneben, worin wir ein abgemergeltes Pferd bemerkten, that die Dienste eines Stalles. Unser gütiger Wirth war ein Jude, Namens Samuel, der in den benachbarten Dörfern mit Tuch hauferte, und jene Rosinante mußte ihm seine Waare transportiren.

Das Erste, was Herr Samuel that, war, daß er für ein Abendessen sorgte. Dieses bestand in einigen Eiern und ein paar Scheiben Melone. Meinem Kameraden, der, wie schon angedeutet, im buchstäblichen Sinne schlechtes Stiefelfleisch bekommen hatte, raubte der Schmerz fast allen Appetit; und plötzlich kam er auf den Gedanken, sich à la Turque den Kopf scheeren zu lassen, obgleich man von dieser Operation nicht wohl erwarten konnte, daß sie sein Uebel lindern würde. Indessen ließ Samuel einen Barbier rufen, und eben war ich beschäftigt, eine Skizze von der Operation zu zeichnen, als ein gravitätischer alter Herr in grünem Oberrock und mit ungeheurem tief in den Kopf gedrückten Hest, dem ein diamantener Halbmond am Halse hing, hereintrat. Unser Wirth empfing ihn mit einer Legion Bäcklingen und sagte mir dann, dieser Herr sey niemand Geringeres als Ali Chakil Bei, Kommandant der Stadt und Festung Kum-Kaleh.

Der alte Wärdenträger fand an meiner Zeichnung viel Gefallen, und ersuchte mich, auch ihn zu portraittiren. Die Skizze seiner gravitätischen Figur, die ich sofort in möglichster Eil entwarf, machte ihm solche Freude, daß er uns einlud, mit ihm zu soupiren und im Schlosse ein Nacht-Quartier anzunehmen. Wir thaten seiner Einladung mit Vergnügen Bescheid; denn Herrn Samuel's Kost war für so ausgehungerte Leute nicht widerhaltig genug, und auf den Strobeden, die er für uns ausgebreitet hatte, zu schlafen, wäre auch keine Lust gewesen.

Nachdem Seine Herrlichkeit mit dem Bemerken, daß er für unsere Aufnahme sorgen wolle, sich entfernt hatte, schlenderten wir mit Herrn Samuel in der Stadt herum und sahen, wie die Bürger

unter dem Schatten der Nebengelände vor ihren Häusern in philosophischer Ruhe ihre Pfeifen schmauchten. Hin und wieder schwebte eine in ihren Jaschmac (Schleier) und Feridsché (Frauen-Mantel) verummelte Frau wie ein verwünschter Geist an uns vorüber; und in solchen Fällen ermahnte uns Herr Samuel jedes Mal, nach einer anderen Seite zu schauen, um ja kein Aergerniß zu geben. Unser Führer zeigte uns das Innere einer Moschee, welche nichts als Bänke für die Gemeinde und eine Art Stehpult für den Imam enthielt, und machte uns gelegentlich auf Ueberreste des Griechischen Alterthums aufmerksam, die zum Theil als Thürschwelle vor den Häusern lagen.

Als die Stunde des Abendessens kam, begaben wir uns zu dem Gouverneur, von dem wir in einem Seitenbau des Schlosses empfangen wurden, dessen Wände eine Menge Schwerter, Pistolen und Karabiner von jeder Form schmückten. Samuel übernahm die Rolle des Dolmetschers; der Bei hieß uns durch seinen Mund willkommen, und wir mußten an seiner Seite auf der Ottomane Platz nehmen.

Nachdem wir mit Taback und Kaffee unsere Lebensgeister erfrischt hatten, legte man Polster an den Boden, auf denen wir in Schneider-Attitüde Platz nahmen, und reichte uns gefüllte und mit Gold befranzte Tellerbücher aus Musselin. Dann kam eine gewaltige Schüssel mit Reis und gebratenem Fleische; jeder Gast erhielt seine Portion Brod in kleinen viereckigen Stücken und holte sich nun mit Hilfe dieses Brodies und seiner Finger so viel Reis und Fleisch, als ihm beliebte, aus der Schüssel. Dem Reis folgte ein gekochtes Huhn, das der alte Kriegsmann sehr geschickt in Stücke riß und sodann unter seine Gäste vertheilte. Nach dem Huhn wurden Villau's, gedämpfte Fleischspeisen, Leckereien — kurz, wohl ein Duzend anderer Gerichte servirt, die in ihrer Art vorzüglich heißen konnten. Die Mahlzeit endete mit kühlendem Sorbet, von welchem Getränke der Bei einen tüchtigen Schluck that. Darauf sagten wir: Ebedi jaschaslyn! (möchtest Du lange leben!) und er entgegnete, seinen Bart streichend: Allah rasi olsun! (Allah sey Euch gnädig). Hiermit war die Tafel aufgehoben.

Als nach der allgemeinen Handwaschung von neuem Kaffee mit Pfeifen herumgereicht wurde, traten noch mehrere Offiziere der Garnison ins Zimmer, namentlich: der Loptsch-Baschi (Kommandant der Artillerie), ein Bimbafchi (Major) und zwei Söhne des Gouverneurs. Der Bimbafchi war ein feister Gesell von sehr dunkler Hautfarbe, etwa 30 Jahre alt. Ali Chakil Bei stellte uns diese Personen der Reihe nach vor und entfernte sich dann, worauf ein Bedienter zu unserer nicht geringen Verwunderung eine mächtige Bowle mit altem Wein aus Tenedos ins Zimmer brachte! Auch Samuel wurde genöthigt, an dem gottlosen Baschanal, das jetzt vor sich gehen sollte, Theil zu nehmen; und bald vergrößerte sich die Gesellschaft noch durch die Ankunft eines Kjalender's (wandernden Derwishes), der, ausgehungert, zerlumpt und strapazirt, wie er war, um gastliche Aufnahme gebettelt hatte. Das würdige Benehmen dieses jungen Mannes — er konnte nicht viel über zwanzig Jahre zählen — und sein edel geformtes Antlitz kontrastirten auf eine merkwürdige Weise mit seinem groben und schäbigen Anzug, der aus einer weiten Robe von braunem Tuch und einer kegelförmigen Filzmütze bestand. Ein langer Stab war sein einziger Gefährte.

Der Pilger erzählte Dinge, die alle Anwesenden lebhaft interessirten; denn er hatte das Aegyptische Lager passirt, und zwar an einer Stelle, wo Ibrahim Pascha eben eine Stadt gründete. Der genügsame Derwisch verließ uns, nachdem er seinen Hunger gestillt, ohne das Getränk in der Bowle eines Blickes zu würdigen; und wir Anderen pokulirten bis spät in die Nacht. Der schwarze Bimbafchi wurde stark benebelt, und in Folge dessen sehr langweilig; der Loptsch-Baschi plauderte gewaltig, und wir Europäer fühlten uns so sehr vom Schlafe übermannt, daß es uns sehr lieb war, als wir uns halb entkleidet auf den Ottomanen ausstrecken konnten, wo denn der balsamische Freund nicht lange auf sich warten ließ.

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Staat und Kirche in Nord-Amerika. Die Frage über das gegenseitige Verhältnis von Staat und Kirche ist bekanntlich in den Vereinigten Staaten dahin entschieden, daß der eine von der anderen und vice versa nicht die geringste Notiz nimmt. Es giebt zwar auch in Europa Länder, wie z. B. Belgien, wo der Staat sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche einmischet, aber man kann nicht sagen, daß dort auch das Umgekehrte der Fall sey. Viele sind der Meinung, dies gelte mehr oder weniger auch von den Vereinigten Staaten, wo, abgesehen von den Uebelständen, die ein durchaus unkontrollirtes, immer mehr sich zersplitterndes Sektentwesen in seinem Erfolge habe, gewiß diejenige Kirche, die den Vortheil einer disziplinarischen Einheit für sich hätte, die übrigen bald in den Hintergrund drängen und am Ende auch den Staat selbst regieren würde. Dieser Ansicht widerspricht nun eine kürzlich in England erschienene Schrift des bekannten Dr. Dunmore Lang, der besonders über Colonisation in Australien und über die Kirche in Schottland schon manches Lesenswerthe herausgegeben und jetzt auch über Staat und Kirche in Nord-Amerika eine interessante Zusammenstellung geliefert hat. *)

*) Der vollständige Titel der neuen Schrift ist: Religion and Education in America: with notices of the state and prospects of American Unitarianism, Popery and African Colonisation. By J. D. Lang, D. D.